

Gabriele Seynsche

# CAFÉ CARL

Lauter  
ganz normal  
Verrückte

Roman

CLAUDIA  
+ DENNIS



GIO  
TI AMO  
D  
BEN

a mia nonna

cfenta

by funga ♥

X COLEI KE  
DISSE:  
MA NON

C'È NESSUNA  
FRA SU QUESTO  
ALGERO

IO LE DICO KE  
DEVE ANDARE  
ALLA FINESTRA

LADI

L'AMICHE  
DAR  
IO PR

dielmann

**Gabriele Seynsche**  
**Café Carl**

**Gabriele  
Seynsche**  
CAFÉ CARL  
**Lauter**  
**ganz normal**  
**Verrückte**

**Roman**

**axel dielmann - verlag**  
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

© axel dielmann - verlag  
Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main, 2012  
Alle Rechte vorbehalten

Cover und Satz: Urs van der Leyn, Basel  
Gesamtherstellung: CPI books | Claussen & Bosse, Leck

© für das Cover-Foto  
Jana Hartmann, Frankfurt am Main  
© für das Autoren-Foto Rückseite  
Silke Kampfmeier, Frankfurt am Main

[www.dielmann-verlag.de](http://www.dielmann-verlag.de)

sowie auf der Seite

[www.cafe-carl.de](http://www.cafe-carl.de)

**ISBN 978 3 86638 157 5**  
**eISBN 978 3 86638 177 3**

# 1. Teil

**1. EIGENTLICH WAR ALLES WIE IMMER, ALS** WALburga Gräfin von Wanecke, genannt Wally, an einem grauen Novembertag des Jahres 1998 gegen kurz nach zwei mit raumfüllender Vehemenz ins Café Carl stürmte. »Charlie«, rief sie, noch ehe sie die Eingangstür ganz aufgestoßen hatte. »Es ist etwas Grau-en-haf-tes passiert.« Carl, wie immer freitagnachmittags in das Kreuzworträtsel der FAZ vertieft, blickte gelassen auf. Er kannte Wally sehr gut und sehr lange, kannte ihre Katastrophen, ihre Euphorien, ihren lebensbejahenden Pragmatismus und ihre Stehaufmännchenmentalität. Dass sie heute Hiobsbotschaften vor sich hertrug, wunderte ihn nicht, hatte er doch am Morgen in der FAZ-Rubrik *Der Sternenhimmel* gelesen, Saturn wäre im Anmarsch. Und seit der kurzen Unterhaltung mit Alwa Möwes war er ein wenig beunruhigt. Wenn Alwa recht behielte, würde sicher auch bei seinen Gästen demnächst der ein oder andere Konflikt zu Tage treten. Bei Wally schien dies bereits zuzutreffen.

Alwa Möwes - Spitzname »die Möwe« - war Rechtsanwältin und kehrte fast täglich morgens vor ihren Gerichtsterminen bei ihm ein, um einen Espresso zu trinken. Da Alwa sich sehr gut mit ernsthaft betriebener (ihre Formulierung) Astrologie auskannte, hatte sie ihn aufgeklärt: Saturn, der Bringer der alten Zeiten, so hatte sie gesagt, mache den Menschen das Leben schwer, denn er stelle vor Prüfungen, konfrontiere mit allem, was nicht echt sei, und trenne, was nicht zusammengehöre. Andererseits führe er aber auch zusammen, was zusammengehöre; auch wenn dies seine Zeit brauchen könnte, denn der Saturn bewege sich scheinbar sehr

langsam. Er brauche für seine Umlaufbahn um die Sonne immerhin neunundzwanzig Jahre.

Wally von Wanecke, eine schlanke, muskulöse Frau mit rötlichbraunem, kinnlangem Haar und meist grauen Augen, die abhängig von Stimmung und Kleidung manchmal ins schwache Grün changierten, ließ sich ächzend auf die Bank fallen und stopfte sich zwei Kissen in den Rücken.

»Wie immer?«, fragte Carl, schob die FAZ zur Seite und griff zur Jägermeisterflasche.

»Ja bitte, Charlie. Wenn ich ihn jemals gebraucht habe, dann heute.«

Carl trug das Glas mit der tiefbraunen Flüssigkeit an Wallys Tisch und setzte sich zu ihr. »Na, dann schieß mal los!«

»Der Lappen ist weg«, japste Wally. »Es ist ein Desaster.«

»Der Lappen?« Carl hob fragend die Augenbrauen.

»Mein Führerschein, Charlie.«

»Ach so, dein Führerschein«, wiederholte Carl.

»Ja, mein Führerschein. Eingezogen. Konfisziert. Von dieser verdammten grünweißen Fraktion. Weißt du, was das für mich bedeutet?«

»Ich kann's mir in etwa vorstellen«, sagte Carl. »Was ist passiert?«

Wally stürzte den Jägermeister hinunter, der sie, wie sie gern betonte, bei halbem Preis doppelt so schnell belebte wie Champagner. »Gib mir noch einen, bitte!«

»Noch einen doppelten?«

»Klar. Der Lappen ist ja eh weg. Und mehr als weg geht nicht.« Carl stand auf und füllte ihr Glas erneut. »Ich kann's dir jetzt nicht erzählen, Charlie«, sagte Wally, als er zum Tisch zurückkam. »Das würde zu lange dauern. Ich habe noch Termine, und draußen wartet mein Fahrer. Aber die Story ist filmreif, das kann ich dir sagen.«

»Dein Fahrer wartet draußen?«, fragte Carl verblüfft.

»Ja, meine Güte, glaubst du, ich könnte meinen Job zu Fuß erledigen? Also wie gesagt ...«, das Glas war leer, »... überhaupt keine Zeit. Vielleicht komme ich nachher noch mal kurz. Muss jetzt nach Oberreifenberg. Da steht ein durchgedrehtes Pferd auf der Koppel. Und du weißt ja, gerade bei Pferden ...!« Weg war sie, die Wally von Wahnsinn, wie er sie insgeheim, aber durchaus liebevoll nannte. Die dunkelbraune Holztür schlug mit sattem Plong hinter ihr in den Rahmen, der Glaseinsatz vibrierte scheppernd. Carl räumte kopfschüttelnd die Gläser vom Tisch und begab sich wieder hinter den Tresen zu seinem Kreuzworträtsel. »Ach, sein Wetter ist wie üblich: hochbeglückend, tiefbetäublich ...« Im zweiten Teil des zu findenden, langen Wortes tummelten sich in loser Reihenfolge drei »O«. Zusammen mit einem auch bereits vorhandenen »L« kam also ohne Zweifel irgendein »ologe« raus. Natürlich, er hätte längst dahinterkommen können: Meteorologe. Tief befriedigt füllte er die Kästchen, als das silberhelle Lachen von Patricia Müller erklang. Die steuerte auf den Tresen zu und hatte - wie immer - einen (neuen) gut aussehenden Mann im Schlepptau. »Zwei Rauenthaler mit Eis und Zitrone, Carl«, sagte sie im Vorbeigehen. Dann nahm sie mit dem Mann am Tisch neben dem Piano Platz. Dort saß sie immer. Sie bestellte auch immer zwei Rauenthaler mit Eis und Zitrone, und seltsamerweise hatte noch nie einer ihrer Begleiter dagegen protestiert oder einen anderen Wunsch geäußert. Von Patricia Müller wusste man nicht viel mehr als das, was man sehen konnte. Sie war sehr grazil ohne klein zu sein. Bildhübsch auf eine sehr aparte, einprägsame Art. Sie hatte einen sehr hellen, makellosen Teint und gemeingefährlich grüne Augen, aufgrund derer Jürgen und Jürgen, die unzertrennlichen Schwulen, sie auch *die Froschkönigin* nannten, wenn sie nicht mit leiser Häme von ihr als von dem *Fräulein Müller*

sprachen. Sie kleidete sich auffallend elegant und teuer. Und sie trug einen immer perfekt frisierten und trotzdem zufällig wirkenden schwarzen Lockenkopf, der die Aura nur mühsam gebändigter Energie unterstrich. Patricia Müller war nicht nur entzückend anzusehen, sie benahm sich auch entzückend. So liebenswürdig, höflich und gut erzogen, dass man unwillkürlich Unheil vermutete und sich zugleich dadurch ins Unrecht gesetzt fühlte.

»Das Fräulein Müller hat Kohle ohne Ende«, hatten Jürgen und Jürgen gemunkelt. »Geerbt von einer adeligen Großtante, die leider starb, bevor sie ihre Nichte adoptieren konnte. Was ihr ganzes Unglück ist. Also die Kohle natürlich nicht, aber wenn sie nicht den richtigen Mann findet, muss sie auf ewig als Bürgerliche durch die Welt rennen. Stellt euch das vor! Das arme Fräulein Müller.« Dann hatten sie mit affektiertem Schulterzucken ihr synchrones, ein wenig boshafes Lachen gelacht.

Carl nahm eine Zitrone aus der Obstschale und blickte kurz auf. Patricia Müller warf gerade mit einer flatternden Bewegung ihre dicht mit Ringen geschmückten Hände in die Luft.

»Sie sollte sich die Finger operativ verlängern lassen, dann könnte sie noch mehr von ihrem kostbaren Erbe zur Schau stellen«, eine Bemerkung von Jürgen dem Kleineren fiel ihm ein. Carl musste grinsen, während er eine Zitrone zurechtschnitt. »Auf keinen Fall zu groß, aber auch nicht zu klein«, hatte ihn Patricia Müller anfänglich mehrmals ermahnt. Er ließ die Zitronenschnitze zu den Eiswürfeln in die Weingläser gleiten. Dann brachte er die Gläser zum Tisch. »Zum Wohl«, sagte er. »Danke, Carl«, erwiderte Patricia Müller höflich nickend und wendete gleich darauf das reizende Köpfchen wieder ihrem Begleiter zu. Carl wurde von einem anderen Gast herangewinkt. Er kassierte, und der ältere Herr nahm seinen Hut von einem der

geschwungenen Garderobenhaken, bevor er mit schleppenden Schritten das Café verließ.

Carl widmete sich wieder dem Rätsel. »Sein Graf steht oft auf seiner Krone.« Das »D« vorne hatte er schon. Ah – ja – klar: ein Deichgraf. Er musste wieder an Wally denken. Vielleicht konnte sie etwas für Patricia Müller tun. Wally hatte den Titel, aber ihr fehlte Geld. Patricia Müller hatte Geld, und ihr fehlte der Titel. Ich sollte Wally einen Tipp geben, dachte er schmunzelnd. Passte dieser Gedanke doch zum dem, was ihm besondere Freude machte: sinnstiftende Kontakte zwischen seinen Gästen herzustellen.

Carl war zweiundsechzig. Er hatte ein markantes Gesicht mit prägnanten Linien (Wally hatte einmal gesagt, sein Gesicht erinnere sie an Mick Jagger, und den finde sie ausgesprochen erotisch) und sanften braunen Augen. Er war gut eins achtzig groß. Sein Körper wirkte drahtig und durchtrainiert, obwohl er nie Sport getrieben hatte. »Das Leben an sich ist Bewegung genug«, sagte er manchmal. Auf sein Leben hatte dies auch zugetroffen; zumindest, bis er sich vor zwölf Jahren in Frankfurt niederließ. Er war zusammen mit zwei älteren Geschwistern in Schleswig-Holstein in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Sein Vater galt seit dem Krieg als vermisst; seine Mutter, jetzt fünfundachtzig und immer noch rüstig, hatte ihren Mann nie für tot erklären lassen wollen. Zu ihrem Entsetzen hatte Carl mit sechzehn die Schule verlassen und war zur See gefahren. Er wollte die Welt kennenlernen. Nachdem er einige Jahre auf verschiedenen Schiffen als dies und das gearbeitet und die halbe Welt bereist hatte, war er auf Drängen seiner Mutter zurückgekehrt. Hatte sein Abitur nachgemacht, ein Jurastudium in Marburg begonnen und nach vier Semestern wieder aufgehört und stattdessen eine Vertretung für Nachtspeicheröfen in Süddeutschland übernommen. Diese Arbeit langweilte ihn bald, und so

ergriff er ein Jahr später die sich bietende Gelegenheit, Kapitän auf einer privaten 22-Meter-Segeljacht zu werden. Mit diesem Schiff, der *Amaretto*, kreuzte er sechs Jahre lang im Sommer durchs Mittelmeer und im Winter durch die Karibik. Sechs Jahre lang überquerte er zweimal im Jahr den Atlantik. Im Frühjahr gen Osten. Im Herbst gen Westen. Mit wechselnden Köchinnen, die ihm alle ohne Ausnahme gern zu Willen waren. Im siebten Jahr bot ihm ein zahlender Gast, den er mit seiner umsichtigen Gelassenheit während eines drei Tage dauernden Sturms irgendwo zwischen der Karibik und den Bermudas tief beeindruckt hatte, einen Job als Manager seiner Ranch in Kanada an. Carl war fasziniert von dem naturverbundenen Leben und der unberührten Hochebene zwischen Coast Mountains und Rocky Mountains und so wanderte er trotz Protests seiner Mutter nach Kanada aus. Nach fünf Jahren hatte er die Einbürgerungsformalitäten hinter sich gebracht und genug Geld zur Seite gelegt, um sich selbst ein Stück Land in der Nähe des Chilko Lake zu kaufen. Er baute ein stattliches Holzhaus am Hang, sieben kleinere in der Talsenke und ein besonders schönes Cabin am Flussufer. Dieses Anwesen bewirtschaftete er zusammen mit Mike und Alice, einem kanadischen Ehepaar, als Gästeranch. Er heiratete Josie, eine Spanierin, die ihm der Himmel geschickt hatte, und hätte eigentlich für den Rest seines Lebens glücklich sein können, wenn Josie ihn nicht vier Jahre später wegen eines überirdisch schönen Amerikaners indianischer Abstammung verlassen hätte. An diesem Verlust wäre Carl fast zerbrochen, denn er liebte Josie sehr. Er verpachtete sein Land an Alice und Mike und ließ sich einige Jahre durch die Gastronomie von Vancouver (Tellerwäscher, Beikoch, Hauptkoch, Kellner, Barkeeper) und zahlreiche Liebschaften treiben. Mit fünfzig war er reich an Erfahrungen nach Deutschland zurückgekehrt.

Noch bevor er sich darüber klar werden konnte, was er von nun an mit seinem Leben anfangen wollte, hatte das Schicksal ihm die Entscheidung abgenommen. Durch einen Zufall war ihm zu Ohren gekommen, ein alteingesessenes Café in Frankfurt suche einen neuen Besitzer, und Carl hatte spontan zugegriffen. Seine Persönlichkeit und die besondere Atmosphäre, die er damit schuf, hatten aus dem ehemaligen Café Cörner schon bald das Café Carl gemacht, obwohl die Leuchtschrift draußen immer noch auf dem alten Namen beharrte. Carl wurde von den Frankfurtern geliebt. Und er liebte Frankfurt. Für ihn war diese Stadt, wenn auch mit brutaler Ehrlichkeit, krassen Gegensätzen von Arm und Reich, ein reizvoller Platz zum Leben. Das Café speiste sein Bedürfnis nach Begegnungen, sicherte ihm aber die Freiheit, selbst entscheiden zu können, wie weit er sich auf seine Gäste einließ. Jetzt knackte er an dem langen Wort von 1. waagerecht herum. »Solch' Treue hat wohl ihre Haken und Ösen.« Er tippte auf »Anhänglichkeit«.

**2. WALBURGA HENRIETTE AMALIA GRÄFIN VON WAN**Necke - ihr vollständiger Name, auf dessen Vergabe ihre Mutter Josefa unendlich stolz war, soll wenigstens ein Mal erwähnt werden - saß derweil neben Theodore Kabbelau und ließ sich nach Oberreifenberg fahren. »Das war mein erster entscheidender Fehler«, würde sie später sagen. »Ich hätte von Anfang an - selbst in meinem popeligen Golf - die Positionen klarmachen und mich nach hinten setzen müssen. Weil ich mich neben ihn setzte, habe ich mich quasi (eine ihrer Lieblingsvokabeln) mit ihm auf eine Stufe gestellt und ein Maß an Vertraulichkeit zugelassen, das einfach naiv war.« Nun, sie saß neben ihm und rauchte, das hatte sie

zuvor mit einem Strich auf ihrer Zigarettenschachtel vermerkt, die siebzehnte Zigarette des Tages. »Tagsüber zwanzig - maximal. Abends noch mal zehn. Macht dreißig pro Tag. Keine mehr, keine weniger. Normalerweise ...«, klärte sie, aus den Nasenlöchern dampfend, den staunenden Herrn Kabbelau auf.

Herr Kabbelau staunte schon seit der vergangenen Nacht, genau seit dem Augenblick, in dem die Gräfin ziemlich angeschickert gegen halb zwei am Hauptbahnhof ein Polizeifahrzeug gegen sein Taxi getauscht hatte. Auf der Fahrt nach Heddernheim hatte er erfahren, wie es zum Verlust ihres Führerscheins gekommen war. Eine hochkomplizierte Geschichte, aufgrund derer Wally am Boden zerstört war. »Wie soll ich jetzt meinen Job ausüben?«, hatte sie ihn verzweifelt gefragt. »Meine Patienten wohnen nicht in der Stadt. Bis auf die kleineren quasi. Die Hunde und Katzen. Aber meistens muss ich in den Taunus oder die Wetterau, ja, manchmal sogar bis in den Vogelsberg oder in die Rhön. Kühe und Pferde sind leider äußerst selten in Frankfurt direkt ansässig.«

Theodore Kabbelau, ein spontaner Mensch, hatte sofort seine Hilfe angeboten. »Ich kann Sie fahren«, sagte er. »Ist ja mein Job. Und ob ich nun meine Fahrgäste durch Frankfurt kutschiere oder Sie durch den Taunus, ist mir ziemlich egal.«

Wally hatte sofort zugegriffen. Herr Kabbelau erschien ihr wie von Gott gesandt. Nicht, dass sie unbedingt an Gott glaubte, aber sie glaubte an höhere Mächte und kosmisch-karmische Verstrickungen und hielt jedwede Art von Zufall für ausgeschlossen. Wally und Herr Kabbelau waren sich noch vor dem Haus in Heddernheim einig geworden. Sie hatten einen monatlichen Pauschalpreis ausgehandelt und vereinbart, Herr Kabbelau solle schon am selben Morgen um acht Uhr dreißig seinen gräflichen Chauffeurdienst

antreten. Theodore Kabbelau war pünktlich mit seinem Taxi vorgefahren und hatte sich ans Steuer von Wallys Golf gesetzt. Seitdem redete Wally, während er sie zu ihren verschiedenen Terminen kutscherte, ununterbrochen auf ihn ein. Und so wusste Theodore Kabbelau inzwischen, dass sie ein vor der letzten Examensprüfung abgebrochenes Studium der Tiermedizin und eine fertige Heilpraktikerausbildung mithilfe eines Fernkurses zu dem jetzt von ihr ausgeübten und seltenen Beruf des Tierheilpraktikers vereint hatte. »Veterinärhomoöpathie«, das »Ö« kriegte Wally nur selten an die richtige Stelle, »ist voll im Trend«, hatte sie zu ihm gesagt. »Noch verdiene ich nicht übermäßig, aber das kommt.« Auch in Wallys Leben kannte er sich bereits sehr gut aus. Er wusste von ihren drei Kindern. Aus ihrer ersten, einzigen, sehr frühen und kurzen Ehe war die inzwischen neunzehnjährige Della hervorgegangen; ein eigensinniges, schwer zu bändigendes Mädchen, das ständig für (meistens schlechte) Überraschungen gut war. Es folgten der zehnjährige Max, den Wally als ihr persönliches Wunder bezeichnete, und die fünfjährige Lilli, ein raffiniertes kleines Weibchen, das alle in der Familie um den Finger wickelte. Alle drei Kinder hatten verschiedene Väter. Mit Dave, dem Vater von Lilli, lebte Wally jedoch seit deren Geburt zusammen. Theodore Kabbelau wusste auch, dass sie dreiundvierzig war und Teile ihrer Kindheit und Jugend in Spanien und Frankreich verbracht hatte. Dass ihr schon lange von ihrer Mutter geschiedener Vater das Familienvermögen mit üblen Spekulationen und fragwürdigen Weibern beinahe vollständig vernichtet hatte. Und dass sie allergrößten Wert darauf legte, finanziell unabhängig zu sein. Was im Prinzip nicht nötig wäre, denn Dave sei ausgesprochen großzügig. Aber Wally hatte in allen Lebenslagen ein großes Bedürfnis nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, was erklärte,

warum der Verlust des Führerscheins ihr so heftig zu schaffen machte und noch länger machen würde.

Seit ein paar Stunden wurde Wally also von Theodore Kabbelau gefahren. In ihrem popeligen Golf. Auf dem verhängnisvollen Beifahrersitz sitzend. Rauchend und parlierend.

Carl klappte mit einem Seufzer des Bedauerns das FAZ-Magazin zu und warf es in den Papierkorb. Er hatte das Rätsel gelöst. Wie immer.

Patricia Müller und ihr Begleiter waren beim zweiten Rauenthaler mit Eis und Zitrone und in eine lebhaft Unterhaltung vertieft. Auch der Neue schien von Patricia Müller fasziniert zu sein. Ein Phänomen, diese Frau, dachte Carl.

Frau Ernert, die seit vierzig Jahren über dem Café im ersten Stock wohnte - Beletage, wie sie gern betonte -, hatte eine große Tasse Tee vor sich stehen und las in einer Illustrierten.

Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern saß gackernd und gickelnd am runden Tisch. Carl beobachtete sie eine Weile mit väterlicher Milde, nahm dann sein schwarzledernes Notizbuch zur Hand, schraubte seinen Füllhalter auf und notierte:

1. Wally und Patricia Müller (Carl malte einen Smiley hinter diesen ersten Punkt)

2. Wally und Alwa (Führerschein)

3. Steuerberater

4. Großmarkthalle

5. Aushilfe für Sonntag

Seit vielen Jahren notierte Carl alles, was ihn bewegte und was zu erledigen war, in solchen Büchern. Dies war das zweiundzwanzigste. Die anderen einundzwanzig standen säuberlich aufgereiht oben in einem Regal in

seinem Wohnzimmer. Er legte das Buch wieder zur Seite und machte sich einen Espresso. Bin gespannt, ob Wally heute wirklich noch einmal auftaucht, dachte er.

Wally stand zur selben Zeit unter Zugzwang. Lingus, ein großer, kraftvoller Hengst, tänzelte in einiger Entfernung nervös auf der Koppel und reckte fluchtbereit den Kopf. »Er ist komplett verstört«, klagte seine Besitzerin. »So eine Scheiße! Ich war drei Tage nicht da und jetzt das. Was sollen wir bloß tun? Das Tier lässt keinen in seine Nähe. Mein Gott, es hat mich ein Vermögen gekostet, nicht gerechnet seine Ausbildung, die ganzen Arzthonorare und alles. Lingus ... Lingus!«

»So kommen wir nicht weiter«, sagte Wally. »Lassen Sie mich das machen, dafür bin ich schließlich hier.«

»Ich weiß nicht«, entgegnete die Besitzerin. »Mich kennt er ja wenigstens ...«

»Mich auch«, sagte Wally energisch. »Ich war schon oft genug bei ihm.« Zögernd blieb die Besitzerin zurück. Wally schickte in Gedanken ein kurzes Stoßgebet zum Himmel. Bitte sei gnädig. Bitte lass mich beweisen, dass ich wirklich etwas von Pferden verstehe, dachte sie. Mit behutsamen Bewegungen tastete sie sich vor. Lingus blickte wachsam zu ihr herüber, zeigte aber keine Fluchtsignale. »Ja, Lingus. Brav, Lingus«, sagte Wally beruhigend. Der Hengst scharrte mit einem Vorderhuf und schnaubte leise. Jetzt keinen Fehler machen! »Ja, Lingus. Ich bin dein Freund. Sei ein guter Hengst!« Wally streckte dem Pferd ihre Hände entgegen. »Komm, Lingus! Gaaaanz ruhig.« Lingus schüttelte den Kopf und blickte angestrengt an ihr vorbei. »Bitte, Lingus!« Wally hielt den Atem an, und dann kam der Hengst mit zögernden kleinen Schritten auf sie zu. In zwei Metern Entfernung blieb er stehen. Jetzt konnte sie sehen, was dem Tier zu schaffen machte: Sein Halfter saß, und das

konnte nur das Ergebnis eines gewalttätigen Angriffs sein – hatte jemand versucht, das teure Pferd zu stehlen? – quer auf seinem Kopf. Ein Riemen hatte sich tief ins rechte Ohr geschnitten. Es blutete. Kein Wunder, dass Lingus scheut, er muss ja entsetzliche Schmerzen haben, dachte Wally. Aber wenn ich jetzt nach seinem Halfter fasse, ist er auf und davon. Sie murmelte dem Pferd noch ein paar beruhigende Worte zu, drehte sich um und ging zurück zu der Besitzerin. »Sieht nicht gut aus«, sagte sie. »Lingus ist verletzt und hat offensichtlich starke Schmerzen. Das Halfter hat sein rechtes Ohr quasi zerschnitten. Ich fürchte, da hilft nur eins: Ich komme morgen früh wieder und betäube Lingus, damit ich das Halfter abnehmen kann.«

»Gottogott«, jammerte die Besitzerin. »Wie konnte das geschehen? Und wieso betäuben Sie ihn nicht gleich? Wieso erst morgen?«

»Weil Lingus nach der Narkose mindestens sechs Stunden Betreuung braucht. Sie wollen sicher nicht die Nacht mit ihm auf der Weide verbringen, oder?« Die Besitzerin willigte unter klagenden kleinen Seufzern ein. Wally ging zurück zu Theodore Kabbelau, der am Gatter auf sie wartete. »Zurück nach Frankfurt, Herr Kabbelau«, sagte sie und warf ihren Koffer auf die Rückbank. »Für heute ist Feierabend. Wir könnten aber noch einen Wein bei Carl trinken, wenn Sie mögen.« Auf dem Weg nach Frankfurt erfuhr Herr Kabbelau, Wally habe soeben einen großen persönlichen Triumph erlebt: Das verstörte Pferd hatte sie an sich herangelassen. Sie. Nicht die Besitzerin. »Ich weiß, ich habe die Fähigkeit zum Pferdeflüsterer. Na ja – gut – ich will nicht übertreiben, aber auf jeden Fall habe ich ein Händchen für Pferde. Und es wäre mein ganzes Glück, wenn ich mir mit dieser Begabung einen Namen machen könnte. Echt, Herr Kabbelau.«

Herr Kabbelau verstand zwar nicht genau, wovon Wally sprach, aber er nickte wohlwollend. Was er bisher von der Gräfin und ihrem Leben erfahren hatte, erschien ihm äußerst eigenwillig. Der Adel – das war seine vorläufige Zwischenbilanz.

Patricia Müller bezahlte gerade die Rechnung für sich und ihren Begleiter, als Wally mit Herrn Kabbelau zur Tür hereinkam. Sie steuerte energisch auf den ersten kleinen Tisch links neben dem Eingang zu, an dem sie immer saß, wenn sie wie meistens »auf dem Sprung war«. Samstagmittags bevorzugte sie den großen runden Tisch. Dort hielt sie meist in Begleitung ihrer Kinder und verschiedener Freundinnen Hof. Theodore Kabbelau folgte ihr unsicher grinsend.

»Bin sofort bei euch«, sagte Carl. Er brachte Patricia Müller und ihren heutigen Verehrer zur Tür.

»Wer war denn *das?*«, fragte Wally, als Carl an ihren Tisch trat.

»Patricia Müller. Mit der wollte ich dich –«

»Ich meine nicht die Frau.« Wally schnitt ihm mit einer abfällig wedelnden Handbewegung das Wort ab.

»Der Mann? Keine Ahnung.«

»Sehr ergiebige Auskunft. Na ja – egal. Für mich ein Glas Rotwein. Für Sie auch, Herr Kabbelau?«

Theodore Kabbelau schüttelte den Kopf. »Einen Apfelsaft, bitte. Ich trinke keinen Alkohol.«

»Herr Kabbelau, Sie überraschen mich. Wieso denn nicht?«

»Ich trinke grundsätzlich nicht«, sagte Theodore Kabbelau in entschiedenem Ton. Wally hielt es für besser, die Sache zunächst einmal auf sich beruhen zu lassen. »Na ja – egal« (ihre zweite Lieblingsvokabel), »also einen Wein und einen Apfelsaft, Charlie.« Sie kramte eine neue

Zigaretzenschachtel aus den Tiefen ihrer Handtasche und riss ungeduldig das Cellophanpapier herunter. »So«, Wally steckte eine Zigarette an und inhalierte tief, »für heute ist Feierabend.« Sie machte den ersten Strich auf die neue Packung, streckte die Beine aus und griff mit zufriedenen Ausatmen nach dem Weinglas.

»Aber eine Zigarette würde ich nehmen«, vermeldete Theodore Kabbelau mit leiser Stimme.

»Ach Gott, ja? Doch ein Laster? Wie ungeheuer wohltuend!« Wally reichte ihm die Zigaretzenschachtel. »Ja«, sagte Herr Kabbelau noch leiser. »Ab und zu mal. Ganz selten.«

»Komm, setz dich, Charlie«, Wally klopfte auffordernd auf einen Stuhl. »Ich werde dir jetzt meine Führerscheingeschichte erzählen.« Carl setzte sich zu ihnen. Wally machte Carl und Theodore Kabbelau miteinander bekannt. Und dann hörte Herr Kabbelau aufs Neue staunend die dritte Version von Wallys Führerscheinverlust.

### **3. MIT DER ERSTEN (UND AUSFÜHRLICHSTEN)**

**VER**sion hatte Wally Herrn Kabbelau gestern Nacht in seinem Taxi beglückt. Wally, das schien die in sich stimmige Grundlage *aller* Versionen zu sein, hatte ihren Lebensgefährten Dave am späten Abend vom Flughafen abgeholt oder hatte ihn abholen wollen. Dave MacFirley, Architekt und Kunstmaler, kam nach vier Wochen von einer griechischen Insel zurück, wo er für einen befreundeten Hotelier in der riesigen Empfangshalle einer kurz vor der Eröffnung stehenden Ferienanlage ein Deckengemälde angefertigt hatte. Wally war während Daves Abwesenheit unter emotionalen Stress geraten. Die vier Wochen waren ihr extrem lang

vorgekommen, und Daves Verhalten hatte schlimmste Befürchtungen in ihr ausgelöst. Er hatte sich, entgegen seiner sonstigen Gewohnheiten, nicht täglich telefonisch bei ihr gemeldet. Außerdem hatte er in einem der wenigen Telefonate von den beeindruckenden Körpern einer Gruppe von Triathletinnen geschwärmt, die vor Ort trainierte. Besonders von dem göttinengleichen Körper einer Claudia, die er dann auch gebeten hatte, für sein Gemälde Modell zu stehen. Wally war zutiefst beunruhigt. Dave war ein attraktiver Mann. Und Maler fühlten sich oft zu ihren Modellen hingezogen. Dafür gab es im gesamten Genre Beispiele genug.

Wally konnte an Daves Ankunftstag vor Nervosität nicht arbeiten. Stattdessen wütete sie den ganzen Vormittag im Haus herum bis ihr alle Knochen wehtaten. Am Nachmittag dann besuchte sie ihre Freundin Cinie, von der sie sich zu einem Glas Rotwein überreden ließ, obwohl sie sich vorgenommen hatte, Dave bei ihrem Wiedersehen vollkommen nüchtern gegenüberzutreten. »Rotwein ist gut für dich«, erklärte Cinie. »Rotwein sediert. Und du zappelst hier herum wie ein Fisch auf dem Trockenen. Du willst doch Haltung zeigen, wenn du Dave wieder siehst.« Da die sedierende Wirkung ausblieb, schenkte Cinie nach. Schließlich standen zwei leere Flaschen auf dem Küchentisch, und Wally fuhr heim, um sich schön zu machen. Sie musste dem göttinengleichen Körper dieser triathletischen Claudia etwas entgegensetzen. Obwohl sie sich deshalb beim Duschen, Schminken und Anziehen unendlich viel Zeit ließ, hatte Wally - inzwischen wieder nüchtern, wie sie fand - immer noch zwei Stunden bis zur planmäßigen Landung von Daves Flieger zu überbrücken. Also kehrte sie auf dem Weg zum Flughafen auf ein Glas Champagner in Jimmy's Bar ein. »Die Zeit totschiessen ...«, sagte sie dann auch zu dem Mann, der neben ihr am Tresen

saß. »Heute ist mir zum ersten Mal der fast perfide Hintersinn dieser Redewendung aufgegangen.«

Der Mann, ein korpulenter, unattraktiver Zeitgenosse, blickte sie erstaunt an. »Ich verstehe nicht«, murmelte er schüchtern.

»Also, mein Lieber. Stellen Sie sich das doch bitteschön einmal bildlich vor: Sie schlagen die Zeit tot. Womit denn? Mit einem Vorschlaghammer?«

Wieder versenkte der Mann seinen Blick im Bierglas. Dann lachte er unvermittelt auf. »Ach, jetzt verstehe ich – ja, das ist wirklich ein origineller Gedanke.«

So originell wie du bist, könntest du dich gleich hier begraben lassen, dachte Wally. Sie wandte sich an den Herrn zu ihrer Linken, der dieses Interesse mit der Bestellung eines weiteren Glases Champagner belohnte. Nach insgesamt drei Gläsern Champagner setzte Wally sich ins Auto und fuhr zum Flughafen. Dort steuerte sie den erstbesten Parkplatz an und marschierte, weil immer noch zu früh, zur nächsten Bar, wo sie einen weiteren Champagner orderte.

Bis hierhin war die Geschichte einigermaßen klar. Was dann geschah, verwirrte nicht nur Herrn Kabbelau, sondern auch Wally selbst. Sie hörte, wie ihre Autonummer ausgerufen und der Fahrer aufgefordert wurde, das Fahrzeug umgehend zu entfernen. Sie rannte komplett konfus nach draußen, weil zwei Sekunden später auch die Landung von Daves Maschine bekannt gegeben wurde. Beim Umparken musste sie einen anderen Wagen leicht (vielleicht auch schwerer) touchiert haben. Das zumindest behauptete sein Besitzer. Oder war es nur ein unbeteiligter Zeuge gewesen, der sich in etwas eingemischt hatte, was ihn nichts anging? Na ja – egal. Wally wurde jedenfalls auch von diesem Parkplatz vertrieben und von irgendjemandem aufgefordert, hinter ihm herzufahren. In dem Glauben,

dieser gütige Mensch wolle ihr einen neuen Parkplatz zuweisen, war Wally vertrauensvoll hinter ihm her ins Parkhaus und die sieben Etagen der Einfahrtsschnecke hinuntergefahren. Oder war es hinaufgegangen? Um diese Frage zu klären, wäre ein Ortstermin erforderlich gewesen. Auf jeden Fall wurde sie gestellt, von wem, wusste sie nicht, konnte sich jedenfalls nicht erinnern, und trotz ihres entschiedenen Protests der Polizei übergeben. Auf dem Polizeirevier bat sie, die Toilette aufsuchen zu dürfen. Dort kam sie auf die glorreiche Idee, den Inhalt ihres Flachmanns (Jägermeister) auszutrinken. »Ich glaube, ich habe gerade einen Fehler gemacht«, erklärte sie den Polizisten und fuchtelte demonstrativ mit dem Flachmann, in der Hoffnung, der Alkoholgehalt in ihrem Blut wäre so hinreichend begründet. Es folgte erst die Prozedur des Blasens, dann die Überführung in die Gerichtsmedizin und die Blutabnahme durch einen unfreundlichen Arzt mit düsterer, leider nicht interpretierbarer Miene. Danach brachten die leicht genervten Polizisten sie zum Bahnhof, wo Wally den Wagen von Theodore Kabbelau bestieg, der sie nach Hause brachte und sich dabei sogleich als Fahrer anbot. So in etwa hätte es gewesen sein können.

Die zweite Version hörte Theodore Kabbelau schon am nächsten Morgen, auf seiner ersten Fahrt in gräflichen Diensten. Kaum hatte Wally sich neben ihn gesetzt, steckte sie sich auch schon eine Zigarette an, nahm ihr Handy und telefonierte mit Cinie. Der erzählte sie dann, ihr Bruder Hans-Henning hätte sie zum Flughafen gefahren. Und da sich die Ankunft von Daves Flugzeug genau mit dem den falsch geparkten Wagen betreffenden Lautsprecheraufruf überschritten hatte, wäre sie nach draußen gestürmt, während Hans-Henning sich um Dave und sein Gepäck kümmerte. Sie sei demnach also gar nicht alkoholisiert gefahren. Sie hätte am Flughafen lediglich den Wagen von

dem verbotenen Parkplatz, zufälligerweise einer Feuerwehrzufahrt, entfernen und dann, in der zweiten Reihe im Wagen sitzend, auf Dave und Hans-Henning warten wollen. Beim Ausparken hätte sie leider und ohne es zu bemerken ein anderes Auto leicht, möglicherweise auch schwerer touchiert, dabei den hilfsbereiten Mitmenschen getroffen, der ihr einen legalen Parkplatz zuweisen wollte, und wäre diesem gottergeben ins Parkhaus gefolgt. Sie sei ja vor Aufregung wegen Daves Ankunft - wie Cinie ja selbst gesehen hätte - in einem Zustand gewesen, der erklärte, warum sie nicht, wie es sonst ihre Art sei, ruhig und überlegt geblieben war. Und die Wirkung von Cinies schönem Rotwein sei schließlich schon unter der Dusche verflogen. Von hier an war diese zweite Version insofern gleich geblieben, als sie zum Polizeirevier mitgenommen worden war. Allerdings habe sie auf der Toilette zwar ihren Flachmann aus der Tasche genommen, dessen Inhalt jedoch in die Toilettenschüssel geschüttet. Trotzdem aber behauptet, sie habe soeben vor Aufregung den Fehler gemacht, ihn auszutrinken. Ein genialer Schachzug, wie Wally Cinie mehrfach klarzumachen versuchte.

In der Version, die Carl erfuhr, hörte sich die Geschichte wieder anders an. Es blieb unklar, welche Rolle Hans-Henning eigentlich dabei gespielt hatte. Und es fehlten sowohl der Besuch in Jimmy's Bar, als auch das beim Umparken beschädigte Fahrzeug. Herr Kabbelau war verwirrt. Carl war besorgt.

**4. WAS CARL URSPRÜNGLICH ALS CAFÉ ÜBERNOMMEN** hatte, war im Laufe der Jahre zum Restaurant avanciert. Denn irgendwann hatte Carl entdeckt, wie einfach es war, aus schlichten

Grundrezepten und qualitativ hochwertigen Zutaten, mit etwas Fantasie und einer Prise Mut, die köstlichsten Gerichte zu zaubern. Kochen entwickelte sich zu seiner Leidenschaft. Schon während der Woche war sein Lokal deshalb immer gut besucht, aber an den Wochenenden erfreute es sich besonders großer Beliebtheit. Sowohl samstags als auch sonntags herrschte vom Frühstück bis in den späten Abend Hochbetrieb. Die Speisekarte war klein aber erlesen. Es gab immer eine frische Suppe, einen kräftigen Eintopf und ein für Frankfurt typisches Gericht; dieses aber von ungewöhnlicher Qualität. Mit den sonst unter Bezeichnungen *Leiterchen* oder *Schäufelchen* angebotenen Gerichten hatten sie nicht mehr als den Namen gemein. Daneben servierte Carl Kurzgebratenes (das Fleisch bezog er von einem Biobauern aus der Rhön), hausgemachte Pasta mit ungewöhnlichen Soßen und immer auch etwas Ausgefallenes. Seine Paella zum Beispiel, die er, aber das wusste außer ihm nur Wally, immer dann zubereitete, wenn er besonders intensiv an Josie dachte oder von ihr geträumt hatte, war weit über Frankfurt hinaus berühmt. Genauso wie das Chicken Curry und verschiedene thailändische und vietnamesische Spezialitäten.

Der Gastraum des Cafés hatte eine harmonische, annähernd quadratische Grundfläche. Die dunklen alten Holzdielen hatte Carl im Zuge einer Komplettrenovierung vor einigen Jahren aufarbeiten lassen. Das Holz wurde regelmäßig gewachst und schimmerte warm. Die Front zur Straße bestand aus zwei großen Schaufenstern mit Fensterbänken aus dem gleichen Holz wie der Boden, die stabil und tief genug waren, um darauf zu sitzen. Die Fenster konnten mit Jalousien geschlossen werden, was allerdings nur selten geschah. Seitlich befand sich die

schwere Eingangstür mit einem Glaseinsatz. Gleich neben der Eingangstür die Garderobe.

Über die rechte Seite des Raums zog sich der Tresen, der mehr als die Hälfte der Wand einnahm. Er war zum Café hin mit grauem Schiefer verkleidet. Die Rückwand des Regals für die Gläser bestand aus einem großen Spiegel. Er war im mittleren Teil für die Durchreiche zur Küche ausgeschnitten. Obwohl die Küche klein war, ließ sich gut in ihr arbeiten, denn Carl hatte sie nach und nach mit professionellen Gastronomie-Geräten und Küchenmöbeln ausgestattet. Alle Kochutensilien waren in Griffnähe. In der angrenzenden Speisekammer lagerten die Vorräte, dort stand auch ein weiterer, sehr großer Vorratskühlschrank.

An der linken Wand des Cafés lief über ihre gesamte Länge eine breite Bank mit losen Rückenkissen in überwiegend zarten aber vereinzelt auch sehr kräftigen Grüntönen. Ab und zu lag ein graues, weißes oder pinkfarbenes Kissen dazwischen. Die Tische, die meisten waren quadratisch, aber es gab auch zwei runde, wurden jeden Morgen mit frischen weißen Tischtüchern und kleinen Blumenbouquets in dickwandigen Glasgefäßen dekoriert.

Vis à vis der Straßenfront blickte man durch drei bis zum Boden reichende Fenster, von denen sich das mittlere als Terrassentür zur Seite schieben ließ, auf einen dicht bewachsenen, gepflasterten Innenhof. Die leicht verwitterten Teakholztische und -stühle blieben auch im Winter draußen. Sobald das Wetter es zuließ, stellte Carl weiße Marktschirme auf und verteilte dazu passende Kissen aus Nessel. In den Abendstunden wurde der Hof von vier alten Schiffslampen beleuchtet, die ihn in ein diffuses Licht tauchten und noch verwunschener wirken ließen als er ohnehin schon war.

In der Nische zwischen den Fenstern zum Hof und dem Tresen stand ein schwarzlackiertes Klavier, das nur selten benutzt wurde. Gleich daneben befanden sich die Türen zur Küche und zum Treppenhaus. Im vorderen Bereich des Cafés führte eine geschwungene Treppe nach unten zu den Waschräumen. Bilder oder Fotografien gab es nicht, dafür bestand die gesamte Wand hinter der Sitzbank aus einem Graffiti, das Dave, der Lebensgefährte von Wally, vor einigen Jahren für Carl angefertigt hatte. Nach einem Foto, das Jana, eine gute Bekannte von Carl, in der italienischen Schweiz aufgenommen und für das Carl sich spontan begeistert hatte. Er sah in ihm ein Symbol für sein eigenes Leben, eine Metapher für Liebe im Allgemeinen, für Lebensgeschichten und Lebensspuren, und er fand auch die raue Haptik des Untergrunds, die an die Rinde einer Platane erinnerte (von denen es in Frankfurt reichlich gab) sehr stimmig. Dave hatte die Rindenstruktur mit Hilfe einer besonderen Mal- und Spachteltechnik kunstvoll eingefangen.

Wenn er einmal weniger zu tun hatte, stand Carl gern hinter dem Tresen und ließ seinen Blick von links nach rechts und wieder zurück wandern. Er liebte, was er sah. Liebte den Kontrast zwischen dem pulsierenden Leben auf der Straße auf der einen und seiner kleinen Oase auf der anderen Seite.

Natürlich liebte er auch den Gastraum; besonders, wenn der gut besucht war. Und er liebte seine Gäste. Das Café Carl war offen für alles und alle. Es zog Menschen jeden Alters und der verschiedensten Herkunft und Lebenshaltung an. Man konnte auch sagen: Das Café spiegelte sich in Carl, genauso wie Carl sich in seinem Café spiegelte.

Carl stand samstags sehr früh auf, trank in Ruhe einen starken Kaffee und verschwand dann für Stunden in der

Küche. Er bereitete alle Speisen selbst zu. Erst um elf, und auch nur an den Wochenenden, kam Isolde. Sie übernahm die Küche, wenn Carl mit allen Vorbereitungen fertig war. Isolde war eine kleine Frau mittleren Alters. Flink, umsichtig und absolut zuverlässig. Allerdings sehr wortkarg. Ab zwölf Uhr kümmerte Carl sich am Tresen um den Ausschank und unterstützte Moritz, einen sympathischen jungen Kellner, der bis dahin die Frühstücksgäste allein bedient hatte. Moritz war Carl im Laufe der vier Jahre, die er nun schon zum Café gehörte, regelrecht ans Herz gewachsen. Und Moritz erwiderte diese Zuneigung.

Stammkunden wussten: Wenn Carl am Samstagmittag aus der Küche kam und sich ein halbes Glas Rotwein einschenkte, konnte die Tafel eröffnet werden. Wer nicht früh genug da war, nicht vorbestellt oder einen Stammplatz erworben hatte, musste wieder gehen oder später wiederkommen, was viele mit erstaunlicher Ausdauer bis zu zwei-, dreimal taten. Spätestens um halb eins war das Café voller Menschen, die sich, manchmal auch über die Tische hinweg, angeregt unterhielten, obwohl sie sich bis dato gar nicht kannten. So waren hier schon einige neue Verbindungen entstanden; auch die von Jürgen und Jürgen, um nur eine zu nennen.

Heute allerdings war irgendetwas anders, das spürte Carl, als er den ersten Schluck Wein zu sich nahm. Irgendetwas außer angeregten Gesprächen und Gelächter schwirrte durch die Luft. Er nahm eine merkwürdige Spannung wahr. Vielleicht tatsächlich der Saturn, dachte er exakt eine Sekunde bevor die gewöhnlich so freundliche Alwa Möwes mit grimmig verschlossenem Gesicht zur Tür herein marschierte. Sie grüßte ihn kurz angebunden, warf einen schnellen Blick durch den Raum und ließ sich am einzigen noch freien Vierertisch nieder. »Einen Weißen«,

sagte sie ruppig, als er an ihren Tisch trat. »Und den Eintopf. Bin sehr in Eile.« Carl gab die Bestellung an Isolde und Moritz weiter und betrachtete seine Gäste. In der Mitte am großen runden Tisch saß rauchend und gestikulierend Wally mit ihren drei Kindern: Lilli, Max und Della. Della hatte auch heute wieder eine Aufmachung gewählt, die provokanter nicht sein könnte, aber von allen Anwesenden geflissentlich ignoriert wurde. Zwei weitere, Carl unbekannte Frauen saßen bei Wally. Und Herr Kabbelau, dessen geknickter Körper Unbehagen signalisierte.

Am Zweiertisch links saß Frau Ernert mit ihrem unverheirateten Sohn, einem schmalen, linkischen Mann schwer zu schätzenden Alters. Vermutlich um die fünfzig. Er traf seine Mutter hier von Zeit zu Zeit. Wobei er in unregelmäßigen Abständen ein anderer Mensch zu sein schien. Meistens verhielt er sich extrem zurückhaltend, fast unterwürfig. Aber manchmal, sehr selten – und das schien an einer in Schüben auftretenden Krankheit zu liegen, denn jedes Mal, wenn es geschah, zog er das rechte Bein ein wenig nach – war er wie ausgewechselt. Dann sprach er lebhaft mit seiner Mutter, lachte, war voller Vitalität, und seine Haltung war straff und selbstbewusst.

Am Zweiertisch neben dem Klavier saß Patricia Müller mit dem obligatorischen Rauenthaler, aber, zu Carls Verwunderung, ohne Begleiter. Der, welcher auch immer es heute ist, wird sicher jeden Moment eintreffen, dachte er. Patricia Müller ohne Begleiter war für ihn nicht vorstellbar. Am Tisch gegenüber saßen Jürgen und Jürgen mit zwei sympathisch wirkenden Frauen um die dreißig. Sie waren in ein angeregtes (und lautes) Gespräch mit vielen »Neeeiin!« (Jürgen der Kleinere) und »Ist das denn die Möööglichkeit!« (Jürgen der Größere) vertieft. Auch alle anderen Tische waren belegt. Es wurde also eng, als die

Tür aufging und ein bekannter Literaturkritiker nebst Gattin und zwei wichtig aussehenden Herren das Lokal betrat. Der Literaturkritiker blickte sich gebieterisch um und steuerte dann auf Carl zu. »Haben Sie etwa keinen Platz für uns, Carl?«, fragte er mit rollendem »R« und eigenwilligen Zischlauten. Carl blickte zu Alwa und sah, wie Moritz ihr soeben den Eintopf servierte. »Einen Moment«, sagte er. »Vielleicht kann ich etwas arrangieren.« Er ging zu Patricia Müller, erfuhr dort, dass diese tatsächlich heute allein bliebe, ging dann zu Alwa und fragte sie höflich, ob sie den Eintopf am Tisch von Frau Müller verzehren könne. Alwa willigte ein. »Ist okay, Carl. Bin ja eh gleich wieder weg«, sagte sie, wobei ihr Gesicht jedoch noch eine Spur grimmiger wurde. Sie erhob sich und wechselte den Platz. Moritz folgte ihr mit Glas, Brotkorb und Suppentopf. Dann wedelte er mit der Serviette die Brotkrümel vom frei gewordenen Tisch, rückte Blumenvase und Aschenbecher zurecht und winkte die vier Wartenden mit einer bühnenreifen Mischung aus Demut und Überheblichkeit zu sich. Sie setzten sich nach vielfältigem Stühlerücken und Plätzetauschen. Alwa allerdings löffelte spröde und stocksteif ihren Eintopf in Gesellschaft von Patricia Müller.

Von Wallys Tisch wehten ein paar Gesprächsfetzen zu Carl herüber. »Umm«, machte Wally mit einem Mund voll Zigarettenqualm. »Und dann hat dieser Idiot am Flughafen doch wahrhaftig die Polizei gerufen. Und ich war derartig durch den Wind, ich wäre quasi ...« Der Rest ging im lauten, schulterzuckenden Lachen von Jürgen und Jürgen am Nebentisch unter. Isoldes Kopf erschien in der Durchreiche: »Ein bisschen viel auf einmal gerade, Carl. Kannst du mir kurz helfen?« Carl ging zu ihr in die Küche.

Als er zehn Minuten später wieder nach vorne kam, hatten Jürgen und Jürgen ihren Vierertisch an den runden

Tisch von Wally geschoben. Ein Arrangement, das Carls ästhetisches Empfinden störte; wobei - so dachte er schmunzelnd - sich die verrückten Tische wegen der Menschen, die sich nun um sie gruppierten, tatsächlich zu einem *ver-rückten* Tisch vereinten. Alle, auch die beiden sympathischen Frauen, schienen sich prächtig zu unterhalten. Max und Lilli wuselten herum, trabten in endloser Folge die Treppe zur Toilette hinab und hinauf, rannten zur Tür, verschwanden kurz, kamen wieder hereingestürmt und dekorierten die weißen Tischtücher mit Steinen, Blättern und mickrigen Blümchen. Carl seufzte. Er mochte Kinder, aber Wallys Brut war manchmal ziemlich anstrengend. »Na ja - egal«, hörte er Wally sagen. »Wie auch immer. Des Lebbe gedd weiddä, auch wenn dä Labbe weg is.«

»Wally, meine Liebe«, zwitscherte Jürgen der Kleinere. »Das ist ja eine Katastroophe! In *deinem* Job!«

»Jetzt gebt mal ein bisschen Ruhe hier, ihr Monster«, rief Wally - vergeblich - ihren Kindern zu und steckte sich die nächste Zigarette an.

Das silberhelle Lachen von Patricia Müller erklang, und Carl hob erstaunt den Kopf. Patricia Müller und Alwa, die gar nicht mehr grimmig aussah, schienen Gefallen aneinander gefunden zu haben.

Drei Stunden später war es ein wenig ruhiger geworden. Wally und Anhang waren Richtung Nordweststadt ins Kindertheater aufgebrochen. Jürgen und Jürgen hatten sich angeschlossen. »Hänsel und Greeetel«, hatten sie wie aus einem Munde geflötet. »Nein, wie entzückend! Da kommen wir doch mit.« Carl hoffte für sie, die Vorstellung wäre nicht - wie meistens - ausverkauft. Frau Ernert und ihr Sohn hatten sich in die Beletage zurückgezogen. Sie